Neunter Jahrgang — Nr. 1 — Bern, 8. Oktober 1915

Der freie Schweizer Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

Abonnementspreis: Bei der Post Fr. 1.— pro Vierteljahr, Fr. 2.— pro Halbjahr, Fr. 4.— pro Jahr, für Mitglieder von Arbeitervereinen, Blaukreuz- und christlichen Jünglingsvereinen, wenn direkt bei der Expedition bestellt, die Hälfte.

Redaktion: Otto Lauterburg, Bern, Münzrain 3. Telephon 2377.

Insertionspreis: Per 4gespaltene Petitzeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann, Falkenweg 3 a, Bern. Telephon 163.

Zum neuen Jahrgang.

Mit dieser Nummer wollen wir einen neuen Jahrgang anzutreten wagen, indem wir dabei auch dieses Mal auf die Hülfe und Anhänglichkeit der Leser zählen. Das Blatt hat wohl in diesem Augenblick kaum nötig, seine Grundsätze neuerdings und besonders darzulegen. Unsere Leser kennen sie, und wir dürfen sogar hoffen, daß recht viele von ihnen in steigendem Maß aus eigener Ueberzeugung den Gedanken zustimmen, welche der „Freie Schweizer Arbeiter" vertritt. Der neue Jahrgang wird uns sicher Gelegenheiten mehr als genug bieten, zu den größten Fragen unserer Zeit und zu den wichtigsten Vorgängen unseres Volkslebens eine selbständige Stellung einzunehmen. Dazu möchten wir aber neuerdings auch die Leser selber zu vermehrter Mitarbeit ermuntern. Sie wissen ja, wie zu Zeiten gerade die lebhafte Diskussion wichtiger Angelegenheiten durch Zuschriften der Leser unserm Blatt seinen besondern Wert und seine Eigenart mit hat geben helfen. Möge das künftig wieder in vermehrtem Maße der Fall sein!

Die Artikelreihe „Von den Propheten Israels" von Professor Rauschenbusch geht in zwei oder drei Fortsetzungen noch in den neuen Jahrgang hinüber. — Wir möchten unsern Lesern empfehlen diese Aufsätze nach ihrem Abschluß nochmals im Zusammenhang zu lesen; sie werden gewiß einen reichen Gewinn für das Verständnis der Bibel und der Gegenwart davon haben. Empfehlenswert wäre es auch, die Serie biblischen Besprechungen in Vereinigungen junger Männer etc. zugrunde zu legen.

Im neuen Jahrgang gedenken wir die Fortsetzung zu bringen: „Die sozialen Ziele Jesu", wieder nach der verdienstvollen Uebersetzung von Fräulein Z. Wild. Hoffentlich finden unsere Leser trotz der bewegten Zeit und der Inanspruchnahme durch Zeitungslektüre die Sammlung, solche gehaltvolle Kost ruhig aufzunehmen.

Die „Sozialen Bilder aus dem Wanderleben" sind mit dieser Nummer abgeschlossen.

Wir bitten die Leser ferner, durch Werbung **neuer Abonnenten** und **Angabe von Probeadressen** an die **Expedition**, Druckerei Fischer-Lehmann, Bern, mitzuhelfen, daß die bisherige Abonnentenzahl sich erhält und womöglich ein klein wenig wächst. Das wäre im Kriegsjahr eine besondere Freude!

Die Redaktion.

Ein Arbeiterleben.

Am 24. Juli starb in Thalwil Heinrich Sträßler, Sekretär des Textilarbeiterverbandes.

Sträßler hat mir des öftern von seiner traurigen Jugendzeit erzählt. Als die Bäsi gestorben war, die sich anfangs um den Waisenknaben angenommen, wurde er Verdingbub bei Bauern. Als solcher hat er keine guten Erfahrungen gemacht, da er in die Hände von Leuten fiel, bei denen er wenig zu essen und schlechte Behandlung hatte, dagegen für seine Jugend übermäßig schwer arbeiten mußte. Auch der Herr Pfarrer hat dabei keine rühmliche Rolle gespielt, ihn weder geschützt noch verstanden, so daß dem Manne noch bittere Gefühle kamen bei der Erinnerung an jene Zeit. Ein Gutes haben diese Erfahrungen gehabt: Sträßler wußte, wie es den Armen und Verstoßenen zumute ist, und sein Herz wurde dadurch weit und warm für allerhand Arme und Elende.

Kaum hatte er seine Freiheit erlangt, so verließ er die mit so bittern Erfahrungen verknüpfte Landwirtschaft und wurde Schlosser. Seine Lehr- und Arbeitsjahre brachte er in Winterthur und Uster zu. Mit gleichaltrigen Kameraden machte er sich Sonntags lustig, und ohne höhere Ideale war er in Gefahr einer jener Arbeiter zu werden, die zwecklos und ziellos ins Leben hinauswandern. In Gesellschaft seiner Kameraden half er einmal an einem Sonntag ein Fäßchen Bier stehlen, das dann fröhlich ausgetrunken wurde. Doch die Polizei kam dahinter, und er bekam mit andern eine kleine Freiheitsstrafe. Als er später zum reifen und tüchtigen Mann herangewachsen, einmal kandidierte für den Zürcher Kantonsrat, drohte man ihm, es an die Oeffentlichkeit zu bringen, daß er schon „gesessen" sei, wenn er seine Kandidatur nicht zurückziehe. Sträßler tat es, und hat dann jungen Arbeitern öfters gesagt, wie sie sich durch tolle Jugendstreiche ihr späteres Fortkommen erschweren, indem er auf sein Beispiel hinwies.

Aus dieser schlimmen Jugendzeit rettete ihn ein Freund, der ihn in die Arbeiterbewegung einführte. Im schweizerischen Grütliverein erhielt er seine erste politische Schulung. Dadurch bekam sein Leben Ziel und innern Gehalt. Die eigene Weiterbildung, die Hebung der Arbeiterschaft, der Fortschritt der Arbeitersache, das war von nun an, was ihn mit glühender Begeisterung und rastloser Hingabe erfüllte. Der Sozialismus wurde für ihn, wie für so viele, der Retter aus einem versumpften und zwecklosen Dasein.* Als ich ihn kennen lernte, war er Feuer und Flamme für diese Sache: Fast jeden Abend bis 11 Uhr und 12 Uhr in einer Arbeiterversammlung oder Kommission. Und wenn er — selten genug — einen Abend frei hatte, dann erst recht in die Lektüre von aufklärenden sozialistischen Schriften oder Zeitungen vertieft bis Mitternacht. Er hielt etwa 10 Zeitungen, die natürlich sollten gelesen sein. Als hervorragend tüchtiger Qualitätsarbeiter gelang es ihm oft in kurzer Zeit einen tüchtigen Zahltag und sich einige Freihalbtage herauszuschaffen. Diese benützte er eine zeitlang um in Zürich (von Feuerthalen aus!) nationalökonomische Vorlesungen zu hören. Er war Präsident des Grütlivereins, er war energischer Förderer seiner Gewerkschafts- und der politischen Organisation, natürlich auch im Vorstand. Bald darauf stellten ihn seine Arbeitskollegen an die Spitze des Metallarbeitervereins Schaffhausen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie er mir damals über seine Mattigkeit und Nervosität klagte, und besonders darüber, daß er neben den vielen andern Geschäften fast gar nichts mehr tun könne für seine eigene Weiterbildung. Ich riet ihm, einige Zeitungen abzubestellen, sich mehr zu konzentrieren auf das Notwendige, und nicht zu meinen, er müsse überall dabei sein. Er hat diesen Rat wenigstens zumteil angenommen und die Folge war, daß er immer leistungsfähig blieb. Zu seiner Fortbildung las er viel, auch übte er sich im Debattieren, Vorträge halten und Artikelschreiben. Um seiner Handschrift aufzuhelfen, nahm er einen Schreibkurs. Oft besprachen wir zusammen einen werdenden Zeitungsartikel und suchten nach der klarsten, einfachsten, überzeugendsten Fassung. Für solche Arbeiten hatte er an seiner Frau eine tüchtige Gehilfin. Schon damals schwebte ihm der Wunsch vor, Arbeitersekretär zu werden, und nicht am wenigsten zu diesem Zweck arbeitete er rastlos an seiner Weiterbildung.

Eine zeitlang war er auch Mitglied des sozialdemokratischen Abstinentenbundes in Schaffhausen. Auch später, als er die Versammlungen nicht mehr besuchen konnte und austrat, blieb er in der Praxis meistens abstinent. Auch zur Religion fand er mit der Zeit ein anderes Verhältnis als das rein negativ verwerfende, das er anfangs mit den meisten Sozialdemokraten teilte. Die Bekanntschaft mit sozial gesinnten Pfarrern trug dazu das meiste bei. Er ließ seine Kinder taufen und scheute sich nicht davon zu reden, wie er wieder beten gelernt habe.

Gegenüber Arbeitgebern und Unternehmern nahm er immer eine eigene Stellung ein. Häufig findet man bei den Sozialdemokraten eine Menge von Vorurteilen, Antipathie, selbst Verbissenheit und Haß gegen diese Menschenklasse. Sträßler betrachtete sie immer als Mitmenschen, denen er rein menschlich gern nahetrat. Er versuchte immer, sich in ihre Denkweise zu versetzen und ihre Motive zu verstehen.

Mit seinem Arbeitgeber hatte er oft stundenlange Gespräche über alle möglichen sozialen Fragen, er redete immer frisch und grad heraus und bekam dafür auch offene und ehrliche Antwort von der andern Seite. So konnte er ihm z. B. ruhig vorrechnen, wie viel er im Tag an ihm verdiene! Er lernte auf diese Weise beide Seiten kennen, welche jede Sache hat, und das befähigte ihn vor andern zu einem gerechten und sachlichen Urteil. Gab es irgend welche Schwierigkeiten im Geschäft oder in der Gemeindepolitik, so versteifte er sich nicht zu der bequemen Ausrede, auf der

* Wie gewissenhaft er geworden war, zeigte sich u. a. damals darin, daß er vor seinem Wegzug von Basadingen nach Feuerthalen sich auf der dortigen Gemeinderatskanzlei erkundigte, ob er nach irgend einer Seite noch etwas schuldig sei.

andern Seite sei doch nur Uebelwollen, sondern er besuchte sofort die amtlichen oder bürgerlichen Organe und besprach die Angelegenheit, und oft kam es gerade dadurch zu einem guten Resultat. Es ist für ihn typisch, wie er wenige Tage vor seinem Tod in einem Artikel des „Textilarbeiter" zu den Arbeitern von ihrem Prinzipal, Herr Weidmann, redet:

„Wir wollen versuchen, seine Stellungnahme klar zu legen. Er ist noch ein Arbeitgeber von altem Schrot und Korn. Es wäre ungerecht, ihm vorzuwerfen, er mäste sich vom Verdienst der Arbeiter, ohne eine Hand in Bewegung zu setzen. An seinem Emporkommen und Reichtum hat auch er mit schwerer Arbeit, Fleiß und großer Intelligenz mitgearbeitet. Aber eines will er nicht anerkennen, daß zu seinem Reichtum all die fleißigen Arbeitsbienen mitgeholfen haben, deren er immer mehr in seinen Dienst stellte, von deren Arbeit er den Mehrwert in Beschlag genommen hat. Deshalb mag sein Verhältnis gegenüber der Arbeiterschaft bald gut, bald böse sein, er fühlt sich ihr gegenüber zu keiner Rechenschaft verpflichtet. Er für sich sieht die Notwendigkeit der Organisation ein, — deshalb ist er mit andern Arbeitgebern organisiert. Darum sollte er aber auch die Organisation der Arbeiter anerkennen. Wäre Herr Weidmann nicht ein alter Herr, der manches mehr aus Gewohnheit als aus böser Absicht tut, verdiente er gewiß hie und da die öffentliche Kritik."

Wie gerecht ist hier Sträßler. Er berücksichtigt auch beim Gegner seine Entwicklung, seinen Existenzkampf am Anfang, sein Alter etc. Nur das sollte er gerechterweise einsehen: Wenn ich mich organisiere, dann ist es in der Ordnung, wenn andere dasselbe tun. Das dürfte man wirklich von ihm erwarten.

Derartige sachliche und gerechte Denkweise machte Sträßler in besonderem Maß geeignet zum Mittelsmann zwischen Arbeiterschaft und Unternehmern. Das zeigte sich schon in Arbon, wohin er etwa 1911 mit seiner Familie übersiedelte. Trotz seiner Propaganda- und Werbearbeit für die Arbeiterorganisationen stand er bei seinen Arbeitgebern stets in hohem Ansehen. Bei Saurer & Cie. war er Präsident der Arbeiterkommission, die in Konflikten zuerst zu vermitteln hat. Er selbst war aber auch ein in jeder Beziehung tüchtiger und fleißiger Arbeiter. Es war sein Stolz zu zeigen, daß die organisierten Arbeiter die Erlangung der beanspruchten Rechte mit der pünktlichsten Pflichterfüllung begründen.

Schon in Arbon widmete er sich besonders den Stickereiarbeitern. Bei seinen Agitationsbesuchen konnte er die Ungerechtigkeit der heutigen Wirtschafts- und Erwerbsverhältnisse gerade in der Textilbranche hundertfach beobachten und konnte sie den einzelnen Arbeitern und Arbeiterinnen ergreifend schildern. Er war ein feuriger Redner und von überzeugender agitatorischer Kraft. Unter solchen Umständen reifte in ihm der Wunsch immer mehr, sich vollständig der Textilarbeiterschaft zu widmen.

Die Sektion Thalwil bot ihm im Mai 1914 durch eine Berufung dazu Gelegenheit. Die Lust und Liebe zur Arbeitersache überwog die auch vorhandenen Bedenken, und er folgte dem Ruf unter Drangabe seiner gesicherten Existenz. An Arbeit fehlte es ihm als Sekretär nicht. Darüber sagte Kantonsrat Wirz, Redaktor des Grütlianer, bei Sträßlers Beerdigung folgendes:

„Unverdrossen legte Sträßler Hand ans Werk. Seine Hilfe wurde bald in noch höherem Maß von den Unorganisierten als den Organisierten in Anspruch genommen. Nicht bloß aus Thalwil, aus allen Orten am See wurde der Arbeitersekretär um Rat und Tat angegangen. Dazu war Genosse Sträßler immer bereit — und wär's mitten in der Nacht und sein eigener letzter Rappen gewesen, Hilfe wurde dem Hilfesuchenden. Das Sekretariat schuf sich so festen Boden und Ansehen auch bei den Gegnern der Arbeiterbewegung."

Sträßler war unermüdlich, die Notwendigkeit der Organisation zu predigen. Zwar auch hier blieb er auf dem Boden völliger Nüchternheit. Er sagte ruhig heraus: Wir werden nie alle Arbeiter zur Solidarität heranziehen. Ein Teil wird für uns verloren sein. „Diejenigen, die körperlich und geistig abgestumpft sind, die mitten im Leben schon welk und müde, keinen geistigen Anforderungen Genüge leisten können, die werden nie mehr für uns zu haben sein. Anstatt an etwas Hohes und Ideales zu denken, suchen sie sich im brutalen Sinnengenuß zu betäuben, und in ihrer Unwissenheit finden sie es reizend, wenn sie einander zuleide leben können. Die bürgerliche Gesellschaft nennt nach unserer Auffassung diese Arbeiter die Arbeitswilligen, am Ende gar noch Patrioten."

„Aber andere sollten besonders in der heutigen Zeit, die für den Arbeiter schwer und drückend ist, die Notwendigkeit der Organisation einsehen. Nur durch Einigkeit, gutes, treues Zusammenhalten, werden wir, einander stärkend, mit Zuversicht der ungewissen Zukunft entgegengehen können. Der große Menschenfreund Fürst Peter Krapotkin hat ein prächtiges Buch geschrieben über „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt". Er hat nachgewiesen, daß der Aufstieg zu höherer Kultur nur durch die Solidarität möglich war. Ohne Solidarität gibt es keinen Kulturfortschritt. So ist es auch im Arbeiterleben.

Wo die Arbeiter keine Solidarität bezeigen, wo jeder einzelne auf sich selbst angewiesen ist, da treten schlechte Verhältnisse ein."

So pflegte Sträßler zu reden und zu schreiben.

Noch kurz vor seinem Tod hatte er hervorragenden Anteil an dem Resultat der Lohnbewegung bei der Firma Schwarzenbach, die zwar nicht allen Wünschen der Arbeiterschaft Erfüllung brachte, aber doch im einzelnen manchen schönen Fortschritt zeitigte. Seinem Bericht über das Resultat fügt Sträßler am Schluß bei: „Anstatt beiseite stehen und murren, oder hinter dem Rücken der Kommission lästern und spotten, Hand ans Werk gelegt! Wer mitarbeitet, mithilft an der Verbesserung der Arbeits- und Lohnverhältnisse, der wird manches Vorurteil gegen die schwere Arbeit der Kommission und Organisation fallen lassen."

Wahrscheinlich waren das die letzten Zeilen, die er in den „Textilarbeiter" schrieb. Kurz darauf wurde er infolge einer Fleischvergiftung von schwerer Krankheit befallen. Noch in seinen Leidenstagen rief er: „Laßt mich nicht sterben! Ich habe noch so viel Arbeit dahinten. Was wird denn aus meinen Schwarzenbach-Weiblein?" — Es war ihm nicht vergönnt, seine Arbeit fortzusetzen. In einem Alter von nur 30 Jahren unterlag er der rasch verlaufenden Krankheit; einer der vielen fleißigen Arbeiter, die einen Stein gebaut haben am zukünftigen Tempel einer glücklicheren, besser organisierten Menschheit. Die kurze Frist, die ihm für seine Arbeit vergönnt war, hat er genützt. Er wirkte im Lichte der Sonne, solange sein Tag währte. Aber auch hier gilt es:

Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Stuckert.

Umschau.

In der **Bettagsansprache** des **Berner Synodalrats** klingt ein kräftiger sozialer Ton. Besonders spricht er offen über den Hauptschaden unseres Volkes. Die Ansprache warnt davor, daß wir uns für besser halten als andere Völker. „Davor muß uns vor allem aus der Blick auf die mancherlei Schäden bewahren, welche unsere Volkskraft zu schwächen drohen. So ist es unter anderm der trotz aller Aufklärungsarbeit noch immer in seiner Gefährlichkeit zu wenig erkannte Alkoholismus, d. h. der Mißbrauch und der allzusehr zur Gewohnheit gewordene Genuß geistiger Getränke, welcher schlimmer, als ein vorübergehender Krieg es tun könnte, unser sittliches Leben, unsere Volksgesundheit und unsern Wohlstand beeinträchtigt. Die Regierungen der kriegführenden Staaten haben, überzeugt von seiner die Kriegstüchtigkeit schwächenden Wirkung, einschränkende Verbote erlassen, und auch wir, als ein Volk, das sich in demokratischer Weise selber regiert, dürfen uns insgesamt der Einsicht nicht verschließen, daß in unserm lieben Vaterland der Genuß der geistigen Getränke zahllose Existenzen verdirbt und in den öffentlichen Gesundheitszustand, die Arbeitsfreudigkeit und Volksmoral höchst nachteilig eingreift. Wie viele unserer Kranken, Entarteten und Entgleisten hat unser Volk durch seine Trinksitten auf dem Gewissen! Wie ungünstig wird unsere Nachkommenschaft dadurch beeinflußt, namentlich auch da, wo Unsittlichkeit und daraus folgende Geschlechtskrankheiten als vielfach treue Gefährten der Trunksucht zur Entartung unserer Rasse auf Generationen hinaus beitragen! Wie sehr liegt gerade infolge der Mißachtung der christlichen Sittenlehre, die Hand in Hand geht mit den Naturgesetzen, unsere Volksgesundheit darnieder und werden Unzählige unserer Mitbrüder vorzeitig das Opfer vermeidbarer Krankheiten! Wieviele Tränen werden daher im Verborgenen geweint! Wie gering ist im allgemeinen noch das Verantwortlichkeitsgefühl in Hinsicht auf die Gesundheit und die angebornen und anererbten Anlagen unserer Kinder, während doch die Fürsorge für das kommende Geschlecht, die Heranbildung einer nüchternen, körperlich und geistig tüchtigen Nation unsere vornehmste Pflicht sein sollte!

In der heiligen Schrift, in der Erkenntnis der Naturgesetze und in der Weltgeschichte hat uns Gott den Weg gewiesen, den wir wandeln sollen und von dem kein Volk ungestraft abweicht. Er gebe unsern Lehrern heilige Begeisterung, seine Gebote zu verkünden, uns die Kraft, seine Gesetze zu halten und unsern Gesetzgebern die Weisheit, in wohldurchdachten Verordnungen das Wohl der Gesamtheit zu fördern, das Schädliche, Verderbliche aus ihr zu entfernen, auf daß unser Vaterland ein Staat werde, in dem die Wohlfahrt gedeiht, in dem ein glückliches Volk in Gesundheit erblüht, Friede und Eintracht herrschen, und sein Reich sichtlich Gestalt annimmt." —

Der Krieg hat auch ungünstig auf den Bestand der **sozialdemokratischen Partei** und des Grütlivereins eingewirkt. Die Gesamtzahl der Parteisektionen betrug vor Jahresfrist 609 und ist auf 572 gesunken. Die Abnahme beträgt also 37 Sektionen. Die Zahl der Mitglieder war 1914 33,236 und 1915: 29,585, Abnahme 3617. Nach den Kantonen verteilt sich die Mitgliederzahl, wie folgt:

	Organisationen	Mitglieder
Zürich	112	8,004
Bern	130	6,604
Luzern	16	880
Uri	2	257
Schwyz	10	221
Obwalden	1	12
Glarus	10	182
Zug	6	189
Freiburg	8	260
Solothurn	48	1,310
Baselstadt	10	2,138
Baselland	15	501
Schaffhausen	9	531
Appenzell A.-Rh.	14	337
Appenzell J.-Rh.	1	20
St. Gallen	34	1,944
Graubünden	8	397
Aargau	51	1,275
Thurgau	24	689
Tessin	4	148
Waadt	19	707
Wallis	3	113
Neuenburg	28	2,330
Genf	10	594
Zusammen:	572	29,585

Vom Offizierskorps. Man schreibt dem „Volksrecht" aus Zürich: Seit Wochen befindet sich in Zürich eine „Offiziersbildungsschule". Diese hatte nun am 9. Sept., abends, wie dies übrigens öfters vorkommt, wiederum einen gemeinsamen Hock in der Offizierskantine. Ist der Lärm schon groß genug in der Kantine selbst, so ist jedenfalls die vergangene Nacht von den Herren Offiziersaspiranten der Rekord über alles bisher Dagewesene geschlagen worden.

Die solenne Sauferei dauerte unter fürchterlichem Gejohle in der Offizierskantine bis

morgens 1¼ Uhr. Nachher begab sich die ganze Bande — das Benehmen darf füglich als das einer Bande bezeichnet werden — auf den Kasernenhof, allwo die Herren von Bildung den größten Radau während einer vollen Viertelstunde vollführten, unter anderem wurden auch Rufe laut wie: Vive la France! usw.

Die ganze Nachbarschaft der Zeughaus- und Militärstraße wurde aus dem Schlafe geweckt durch das Benehmen der militärischen Gilde. Dann gab es unter lauten Kommandorufen noch ein Taktschrittklopfen und „Achtung steht!" „Rechts!" und „Links!" So dauerte die Störung der Nachtruhe bis morgens 1 Uhr 40 Minuten.

Wir fragen: Was gedenkt der Zürcher Militärdirektor zu tun, um in Zukunft solchen Skandalszenen der Herren Offiziersaspiranten vorzubeugen?

Mit dem Senator **Bérenger**, der am 29. August in Paris gestorben ist, ist einer der tapfersten Franzosen dahingegangen. Er ist bekannt als einer der Verteidiger der Unschuld des Kapitän Dreyfus. Bérenger war Präsident der „Haute Cour", die die Verurteilung einiger der Schuldigen in jener unglücklichen Affäre durchsetzte. Später brachte er die beiden Gesetze durch, die, mit seinem Namen benannt, sein Andenken immer ehren werden: Das Gesetz über bedingte Verurteilung bei Erstbestraften und das Gesetz über bedingte Freilassung der Verurteilten. Am bekanntesten und angefochtensten aber wurde er, als er gegen die öffentliche Unsittlichkeit Stellung nahm. Er bekämpfte die Pornographie in Wort und Schrift und den weißen Sklavenhandel. Bérenger wurde dadurch zum öffentlichen Gespött, hat sich aber nicht irre machen lassen, und so unentwegt die Macht des Guten in seinem Volk gestärkt. —

Ein Tropfen sozialen Oels. Schon vor einiger Zeit hat die Geistlichkeit von Leipzig und Umgebung eine Kundgebung erlassen, die immerhin beweist, daß der Krieg auch die Geistlichkeit dieser Gegend aus ihrer gewohnheitsmäßigen Reserve herausgeführt hat.

„Es gehört nicht zu den Aufgaben der Kirche, sich mit den Einzelheiten des wirtschaftlichen Lebens zu befassen. Aber sie hat Recht und Pflicht, Widerspruch zu erheben, wenn wirtschaftliche Notlagen zu unverhältnismäßigem Gewinn ausgenutzt werden. Das geschieht gegenwärtig, wie auch im Landtage bestätigt wurde, u. a. in der künstlichen Hochhaltung des Preises von Verbrauchsgegenständen und Lebensmitteln, die in genügender Menge vorhanden sind. Die unter Vorsitz der beiden Superintendenten im Vereinshaus zu Leipzig versammelten über 80 Geistlichen von Leipzig-Stadt und -Land fordern jedermann auf, es als Gewissenspflicht anzusehen, dem Wucher mit allem Nachdruck entgegenzutreten und insbesondere die hierauf bezüglichen staatlichen Maßnahmen mit allen Mitteln zu unterstützen." —

Ein Merkblatt für Offiziere.

In der Zeitschrift Schweizerland schreibt Hauptmann Kägi, Instruktor in der 4. Division:

„Daß heute zum Beispiel in der Arbeiterschaft eine so lebhafte Abneigung herrscht gegen alles, was an militärische Disziplin erinnert, beruht auf dem ehrverletzenden Ton und der erniedrigenden Behandlung, die früher vielfach als zum Handwerk gehörig galten. Wahre Dienstfreudigkeit kann durch keine Strapazen, keine Entbehrungen, sondern nur dadurch gestört werden, daß die Brutalität des Vorgesetzten zum Untergebenen die Freiheit zum blinden Gehorsam nimmt, daß sie ihm den Gehorsam unmöglich macht. Es kommt alles darauf an, daß starke Anforderungen an Gehorsam und Präzision mit respektvollster Behandlung des Menschen verbunden sei . . . Wer seine Untergebenen erziehen will, muß sie lieben und ehren, und ein Mensch, der das Ehrgefühl und den Gerechtigkeitssinn des Gehorchenden nicht geradezu heilig hält, ist ein Stümper in jeder Art von Erziehung, und ganz besonders auf militärischem Gebiete. Das Wohlwollen des Vorgesetzten soll sich ganz besonders dem Schwachen gegenüber zeigen; es muß aber eine starre Grenze finden da, wo es zur Leutefurcht, oder zur Popularitätshascherei würde."

Hiezu einige praktische Beispiele:

„Es ist" — schreibt man dem „Winterthurer Landboten" — „nicht schwer mit Schweizersoldaten umzugehen. Ein bischen Herzensbildung genügt vollkommen, das große Kind durch Dick und Dünn durchzuführen. Wir kennen einen Hauptmann, der sich so recht in Zorn hineinreden kann und dann den einzelnen Mann oder auch einen ganzen Zug recht gründlich verdonnerwettert. Aber es ist nie geschehen, ohne daß man dastand und dachte: Recht hat er schon. Im umgekehrten Fall reut ihn aber ein anerkennendes Wort nicht: Das war eine Leistung — das hat geklappt etc. Und da sollten nun seine Herren Kameraden hören, wie auf dem entlegensten Posten einer zum andern sagt: laß das bleiben, wir wollen uns zusammennehmen, wir wollen eine saubere Bude, saubere Schuhe haben, „sonst wird er wild". (Aber nicht aus Furcht, sondern um „ihm" das Wildwerden zu ersparen.) Und wenn er einmal wild war, so schlief er noch einmal vorher und bestimmte erst am folgenden Morgen die Strafe.

Im Frühling bekamen wir einen neuen Zugführer. Als wir älteren Herren den schlanken jungen Offizier mit den kleinen, scharfen Augen und den unheimlich durchgedrückten Knieen sahen, seufzten wir in bangen Ahnungen. „Direkt von einer Rekrutenschule", hieß es. Aber seine ersten Worte an den Zug waren ungefähr: „Ich sehe, daß ihr alle ältere Männer seid. Und Ihr seht, daß ich noch ein junger Offizier bin. Daran wollen wir beide immer denken, ich glaube, dann geht es." Da mag ein Schmunzeln über alle 35 Gesichter gegangen sein. Und es ging denn auch großartig bei aller energischen Hernahme im Dienstlichen. Ein anderer Zugführer begrüßte seine Mannschaft kurz und bündig also: „Der 3. Zug steht unter meinem Kommando; mein Name ist . . . Im Dienst verlange und erwarte ich strikte Disziplin, im übrigen sind wir Kameraden." Und so hält er es. Vielleicht merkt sich der eine oder andere diese einfachen Rezepte, wie man sich eine Mannschaft gewinnt, die einem alles zuliebe tut, ja für ihren Offizier durchs Feuer geht. Mit den Gegenbeispielen aufzuwarten ist heute nicht die Zeit. Nur das eine sei noch gesagt: Der Schweizersoldat ist nicht bloß ein großes Kind, sondern er weiß sich gegebenenfalls auch selber zu helfen." S.

Armenien.

Eine tiefe Kluft, die uns seit Jahren von vielen deutschen Christen, speziell von Naumann und seinen Freunden trennt, ist ihre Stellung zur armenischen Frage. Wir haben es nie verwinden können, daß schon zur Zeit Abdul Hamids jene Männer, die sich einst christlichsozial nannten, mit bedauerndem Achselzucken über die Schandtaten des großen Mörders hinweg an ihre politische Arbeit gegangen sind, die darin bestand, das Leben der Türkei, des „totkranken Mannes am Bosporus" so lange künstlich zu erhalten, bis Deutschland stark genug in der Welt dastände um bei der Erbteilung ein kräftiges Wort mitzureden. Als ich letzthin wieder die Rechtfertigung dieser Politik durch Naumann in seiner „Asia" las, da war es mir klar: Nein, hier hört das gegenseitige Verstehen auf. Wer eine so im Grund doch unaufrichtige germanisch-imperialistische Politik, — liebt Naumann und seine Freunde die Türken wirklich? — über die einfachsten Grundsätze — sagen wir nicht einmal des Christentums, sondern der klaren Menschlichkeit stellt, der kann uns als Christ kaum mehr etwas sagen. Das ist für einen, dem jahrelang Naumanns „Gotteshilfe" das liebste Andachtsbuch gewesen ist, nicht leicht auszusprechen.

Und nun vollzieht sich unter den Augen und in der Gegenwart ihrer deutschen Freunde durch die Türkei eine der größten Greueltaten aller Jahrhunderte — die totale Ausrottung des armenischen Volkes. Denn daß es sich diesmal nicht um gelegentliche von Kurden inszenierte Massakres handelt, sondern, wie zur Zeit Abdul Hamids um die systematische Vertilgung eines ganzen Volkes, das geht aus den verschiedenen Berichten sicher hervor. Der Henker ist diesmal die jungtürkische Regierung. Die Ausrottung und Abschlachtung wird unter dem Deckmantel von Regierungserlassen vollzogen. Den Rest besorgen in ehrlicherer Weise die Kurden. Die militärfähigen Männer werden ausgehoben, zum Dienst „ohne Waffen" kommandiert und von ihren bewaffneten Kameraden haufenweise niedergeschossen. Frauen, Kinder, Mädchen, nachdem man die hübscheren unter ihnen für die Harems und die Soldateska ausgeschieden hat, werden „evakuiert" das heißt in öde Gegenden verschleppt, wo sie schneller oder langsamer verhungern und verschmachten. Irgend eine erlogene „Revolution" wird zum Vorwand genommen um da und dort ein Blutbad anzurichten.

Unsere Leser mögen uns erlassen, Einzelheiten zu schildern. Ausführlicheres findet sich in den Basler Nachrichten No. 432 und 469, im Kirchenblatt für die reformierte Schweiz No. 38.

Was tut die deutsche Regierung diesen Schandtaten ihrer Freunde gegenüber? Wir vernehmen nur, daß da, wo deutsche Konsuln sich aufhalten, keine Massakres stattfinden. Der „heilige Krieg", in dem die Vertilgung der andersgläubigen Armenier nur eine Episode ist, kommt ja den deutschen Politikern sonst durchaus gelegen und der deutsche Oberkommandierende hat jetzt „wichtigeres zu tun" als Humanitätspolitik zu treiben.

Unter dem Druck solcher unsittlichen und unchristlichen Indolenz den Armeniern gegenüber, steht nahezu die ganze öffentliche Meinung Deutschlands und seine Presse, mit Ausnahme der „Christlichen Welt" und der Freunde der Deutschen Orientmission und des syrischen Waisenhauses in Jerusalem, das auch schon unter der Unduldsamkeit des „Heiligen Krieges" zu leiden hat.

So kann auch hier vorderhand wieder nur die christliche Liebestätigkeit eintreten. Für den „Deutschen Hülfsbund für christliches Liebeswerk im Orient" ist Sammelstelle Herr Dr. E. Riggenbach, Starenstraße 2, Basel, und für die „Deutsche Orientmission" mit einem Spital und Waisenhaus, an dem der Basler Herr Dr. A. Vischer und ein anderer Landsmann, Diakon Künzler, wirken, sammelt Herr K. Zahn-Sarasin, Gartenstraße 24, Basel. S.

Was uns der „Fall Baudraz" sagen muß.

Zum Fall des **Lehrers Baudraz** in Lucens, der wegen Dienstverweigerung vom Militärgericht verurteilt worden ist und jetzt auf Andringen der Waadtländer Erziehungsbehörde auch seine Stelle quittieren mußte, sagt Aug. Gampert in der „Semaine Religieuse" u. a. sehr richtig:

Man sagt: „Was würde aus unserm Vaterland, wenn jeder Soldat dem Beispiel Baudraz' folgen wollte?" Und man zählt schmerzliche und schreckliche Möglichkeiten auf, die ganz wohl sich auch nicht ereignen könnten — denn die Liebe hat auch ihre Kraft der Entwaffnung. Aber warum sagt man nicht auch: „Was wäre aus der Welt, was wäre, solidarisch mit ihr, auch aus unserm Vaterland geworden, wenn jeder Christ treu Christus gehorcht hätte und gehorchen würde auf allem und jedem Gebiet des individuellen und sozialen Lebens? Wäre das nicht das Reich Gottes, des Gottes der Gerechtigkeit und der Liebe, das Jesus in die Welt gebracht hat, nach dem wir mehr als je uns sehnen, aus all den Schrecken und Leiden heraus, unter denen unsre Welt seit mehr als einem Jahr sich windet? Ist's nicht gerade deshalb, weil die Christen allezeit so geschickt waren in Auswegen und Kompromissen, unter die sich das Gewissen des Lehrers B. nicht

beugen wollte, daß Materialismus und Lüge die Welt in den Zustand bringen konnten, in der sie sich heute findet und daß die Kirche so wenig Eindruck macht, wenn sie von Jesus als dem Erlöser der Welt redet?"

Diese Worte scheinen uns den wahren Stand der Sache zu zeigen. Wir danken Hrn. Gampert!

O. L.

Erklärung.*

Die Unterzeichneten sehen sich zu folgender Erklärung veranlaßt:

Ein Lehrer aus der Gemeinde Lucens im Kanton Waadt ist wegen militärischer Dienstverweigerung zu vier Monaten Gefängnis und einem Jahr Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt worden. Dazu ist er vom Regierungsrat seines Kantons aufgefordert worden, seine Lehrstelle „freiwillig" niederzulegen. Wie die Zeitungen berichten und wir auch sonst aus zuverlässigen Quellen wissen, hat er seinen Schritt nach langer und ernster Ueberlegung aus Gründen des religiösen Gewissens getan, in der Ueberzeugung, daß der Krieg und was dazu gehöre, mit der Welt, die Christus will, in unerträglichem Widerspruch stehe und daß ein wirklicher Glaube an den allmächtigen und gütigen Gott uns andere Wege für das Zusammenleben der Völker weise. Diese Ueberzeugung ist, wie schon in einem andern Falle, den Richtern so seltsam vorgekommen, daß sie ihn einer langen irrenärztlichen Untersuchung unterwarfen, wie auch in den Zeitungen das höhnische Staunen über einen solchen „sonderbaren religiösen Schwärmer" zum Ausdruck kam. Dem gegenüber möchten die Unterzeichneten erklären, daß sie jene Ueberzeugung durchaus teilen und für den verurteilten Gesinnungsgenossen einstehen. Wir lassen es dahingestellt, ob ernsthafte christliche Gesinnung in jedem Falle zur Verweigerung des Militärdienstes führen müsse, aber wir können nicht anders, als unserer Meinung Ausdruck zu geben, daß ein Mann, der seinem christlichen Gewissen gehorcht, ohne auf die Folgen zu achten, wie der Verurteilte, ein edler Mensch und echter Jünger Christi ist. Wir begreifen durchaus, daß das Kriegsgericht ihn verurteilt hat; dies entspricht dem Gesetz und den vorhandenen Anschauungen und der Verurteilte hat gewiß nichts anderes erwartet. Aber wir stellen fest, daß unsere heutige Staatsordnung ein Christentum, dessen Höhe und Reinheit niemand anzweifeln kann, nicht dulden zu können scheint und erklären, daß diese Strafe in den Augen jedes Edeldenkenden kein Makel, sondern nur ehrenvolles Leiden um des Gewissens willen sein kann. Diese Erklärung geben wir ab, weil wir sie dem Manne und uns selbst schuldig zu sein glauben, überzeugt, daß sehr viele unsere Auffassung teilen.

E. Altwegg, Pfr., Wipkingen-Zürich. Carl Arbenz, Pfr., Zürich. Dr. Berchtold, Zürich. M. Boller, Pfr., Veltheim b. Winterthur. P. Cadonau, Pfr., Luvis. Th. Caveng, Pfr., Pitasch. O. Clavuot, Pfr., Zernez. W. Cuendet, Pfr., Zürich. H. Domenig, Pfr., Davos-Dorf. B. Gantenbein, Pfr., Reute, Appenzell. M. Gerber, Pfr., Feldis. B. Guidon, Pfr., Scharans. Ch. Holzer, Pfr., Sils i. D. B. Jecklin, Pfr., Klosters. Ad. Kistler, Pfr., Langnau i. E. H. Kober, Pfr., Rümlingen. Prof. Dr. L. Köhler, Pfr., Langnau, Zürich. Dr. J. Kuster, Rechtsanwalt, Zürich. Otto Lauterburg, Redaktor am „Freien Schweizer Arbeiter", Bern. R. Lejeune, Pfr., Tenna. R. Liechtenhan, Pfr., Basel. Alb. Maag, Lehrer, Schwamendingen. P. Martig, Pfr., Chur. A. Maurer, Pfr., Schwamendingen-Oerlikon. J. Matthieu, Religionslehrer, Zürich. L. Ragaz, Prof., Zürich. R. Ragaz, Pfr., Ilanz. R. Rotach, Pfr., Neunkirch. A. Schädelin, Pfr., Bern. K. Straub, Pfr., Bremgarten i. A. L. Streuli, Präs. der Kirchenpflege, Wipkingen-Zürich. L. Stückelberger, Pfr., Winterthur. C. Stuckert, Pfr., Schaffhausen. P. Trautvetter, Pfr., Oberhallau. Dr. O. Vollenweider, Zürich. Fr. Walthard, Zürich. H. Wirz, Red. am „Grütlianer", Zürich. F. Zulauf, Pfr., Delsberg.

* Diese Erklärung ist bereits im Septemberheft der „Neuen Wege" erschienen.

Feldbriefe von Industriearbeitern.

(Schluß.)

III.

„Heute erhielt ich Ihre mir gütigst übersandten neuesten Bücher und dazu Ihre werte Korrespondenz. Ich beeile mich, Ihnen zu Ihrem Geburtstag, wenn auch nachträglich, zu gratulieren und Ihnen auch eine Freude zu bereiten, da ich bemerkte, daß Sie durch einen Feldpostbrief sehr niedergeschlagen schienen. Dieser Feldgraue, der Ihnen schrieb, daß es wenige sein werden, die der Krieg zu einer geistigen Höhe heben werde, scheint auch nur oberflächlich beobachtet zu haben. Man hört ja viele gleichgültig reden, fühlt man ihnen aber auf den Zahn, so ist es meistens nur die falsche Scham, öffentlich von dem, was das Innere bewegt, zu sprechen, da sie zu Hause sehr oft nur Spott hören darüber. Spricht man aber selbst von dem, was das Innerste bewegt, so sprudelt auf einmal der Quell, der versiegt schien. Ein Magnet zieht den andern an und „Suchet, so werdet ihr finden." Und deren gibt es sehr, sehr viele. Als ich im Dezember einst zu einem Kameraden äußerte: Wer aus diesem Krieg gesund heimkehrt, der hat sein Leben zum zweiten Mal empfangen und kann Gott sein Leben lang nicht genug danken, da sagte dieser darauf: „Ja, da hast Du Recht, da werden viele anders werden. Ich bin seit 15 Jahren in keine Kirche mehr gekommen; ich habe nichts mehr geglaubt und das Beten fast verlernt, aber wenn man fühlt, wie wunderbar man oft beschützt wird, so kann man gar nicht anders, als Gott dafür danken und man lernt wieder beten." Und dieser muß früher, seinem Benehmen nach, ein richtiger Antichrist gewesen sein. Und so ist nicht nur Einer gesinnt, sondern fast alle. Man darf nur die richtige Saite ergreifen und das harmonische Spiel ist im Gang. Denn der Deutsche hat etwas Seelisches in sich, das oft unter irgend einem Druck schlummert und von dem er oft selbst nicht weiß, daß er es hat. Man darf darum das richtige Wort nur zur richtigen Stunde gebrauchen und das Gefühl erwacht und schlummert auch nicht leicht mehr ein, wenn es nur einmal erst erweckt ist. Gerade so verhält es sich mit den Büchern, wo Sie sich über den geistigen Hunger meiner Kameraden wundern. Ja, da ist es auch wieder das Seelische, das in jedem Deutschen steckt. Dies Gefühl drängt nach Nahrung und dann haben wir auch hier die 8 Tage Stellung Zeit, die geistige Nahrung zu verdauen. Viele lesen zuerst nur aus Langeweile, bis sie zum Nachdenken eben durch diese Langeweile gezwungen werden, und sie bekommen dann erst den richtigen Appetit nach geistiger Nahrung. Es öffnen sich ihnen neue Aussichten, über manches zu träumen, und in keinem Volk steckt der Trieb zu träumen so sehr, als in dem deutschen. Und wenn Ihnen jener Herr spöttisch erwiderte: Was, Bücher schicken Sie den Soldaten? Schicken Sie ihnen lieber Wurst oder was zum Essen, so bedaure ich den betreffenden Herrn sehr, denn ihm täte es auch Not, mehr geistige Nahrung als leibliche zu sich zu nehmen. Und zugleich beleidigt er uns Feldgraue unwissentlich, indem er uns nicht für vollwertige Menschen gelten läßt, sondern uns den Tieren gleichstellt. Ueberhaupt muß dieser Herr nicht die geringste Herzensbildung besitzen, sonst könnte er solches nicht reden. Lassen Sie sich auch nicht verführen, jeden Feldpostbrief als der Stimmung der Feldgrauen maßgebend zu betrachten. Denn richtig beobachten kann nur der, der auch mit den Kameraden an der Front steht und jedes Erlebnis mit ihnen teilt. Und wie viele sind es, die hinter der Front der Bagage zugeteilt sind und nie die Kugeln pfeifen hörten. Wenn an solche das Ansuchen herantritt über unsere Stimmung zu schreiben, so verleitet sie wieder die falsche Scham, offen zu gestehen, das kann ich nicht, weil ich nicht in die vorderste Front komme, obwohl diese doch da sein müssen. Aber da empfindet er, daß nur der vollwertig angesehen wird, der direkt vor dem Feind steht. Und solche sind es auch, die den Lektürehunger bei uns verneinen, weil sie eben selbst sich nie richtig geistig sammeln können. Eben diese wird der Feldgraue gemeint haben, bei denen der Krieg Jahre dauern dürfte, ohne daß sie sich änderten."

Briefkasten der Redaktion.

Tit. Redaktion des Freien Schweizer Arbeiter Bern.

Eine Verletzung unserer Neutralität. Unter diesem Titel wurde in Ihrem Blatt vom 10. ds. der Umstand, daß in der Schweiz Kriegsmaterial für streitende Mächte hergestellt wird, als eine Verletzung unserer Neutralität dargestellt.

Ich hatte gehofft, daß eine kompetentere Feder, als die meinige, darauf antworten würde; da es nicht geschehen ist, erlauben Sie mir, Ihren Lesern kurz eine andere Auffassung vorzutragen.

Es sind internationale Abkommen getroffen worden, welche ausdrücklich festgestellt haben, daß die Lieferung von Kriegsmaterial keine Neutralitätsverletzung darstellt, sofern diese nicht einer Partei vorenthalten werden. Die Schweiz „verletzt" also nicht ihre Neutralität. Sie können wünschen, daß der internationale Begriff ein anderer sei, von „Verletzung" aber darf keine Rede sein.

Ich möchte dabei noch an Amerikas Erklärung an Deutschland erinnern. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas weigern sich, alles bei sich so einzurichten, daß sie absolut keine Hülfe von außen her brauchen, falls sie angegriffen sein sollten. Aber eben daher behalten sie sich vor, von Neutralen gegebenenfalls Hülfe in der Form von Kriegsmaterial herschaffen zu können, ohne daß es als Neutralitätsbruch gelte. Dies ist noch weit eher der Fall für kleine Staaten.

Ich möchte es versuchen, es an einem Beispiel noch deutlicher zu machen. Nehmen wir im jetzigen Krieg an, daß Italien neutral geblieben wäre, daß dagegen aber unsere Neutralität verletzt worden wäre. In diesem Falle stehen uns zwei Wege offen: Uns in die Arme der anderen Partei zu werfen, oder vorher wenigstens zu versuchen, den Eindringling eigenhändig hinauszuweisen (was ich persönlich wünschen würde). Wir können aber all das nötige Kriegsmaterial nicht im eigenen Lande selber herstellen, was würden Sie dann sagen, wenn Italien uns antworten würde: „Unsere Neutralität verbietet uns, euch irgendwelche Waffen zu liefern! Wir wollen unsere Hände und unser Gewissen rein erhalten, von dem Blut, das ihr vergießt."

Es dünkt mich manchmal, daß die Herren Theologen zweierlei vergessen. 1. Daß die Theologiestudien nicht ohne weiteres die Befähigung über alles richtig zu urteilen geben; 2. daß geschrieben steht: Ne jugez pas! und Rendez à César ....

Ich betone nochmals: Sie können den Neutralitätsbegriff anders wünschen, daher aber dürfen Sie unsere Behörden einer „Verletzung" nicht anschuldigen.

Victor Lechord.

Antwort der Redaktion: Der Herr Einsender übersieht, daß auch internationale Abmachungen nicht unfehlbare höchste Ideale bedeuten, sondern im Gegenteil, meist nur ein Minimum darstellen. Es ist also jederzeit gestattet, eine vom moralischen Standpunkt noch höhere und strengere Neutralität zu wünschen, und das wäre eben eine solche, die auch auf jede Lieferung von Kriegsmaterial verzichtet.